



Thomas Kunst, **Kolonien und Manschettenknöpfe**. Gedichte. Suhrkamp Verlag, Berlin 2017. 125 Seiten, 20 Euro

## Subversive Zwischentöne

### Die Vielschichtigkeit der Welten

**Von Artur Becker** Der 1965 in Stralsund geborene Dichter Thomas Kunst hat es endlich geschafft: Sein Traum, einen neuen Gedichtband bei Suhrkamp zu platzieren, ist im Herbst letzten Jahres wahr geworden. Dabei ist Kunst, der in Leipzig als Bibliotheksassistent der Deutschen Nationalbibliothek arbeitet, in der modernen deutschsprachigen Lyrik längst kein Unbekannter mehr.

Sein Debüt *Besorg noch für das Segel die Chaussee*, ein Band mit Gedichten und Prosa, erschien 1991 in Leipzig. Danach folgten viele Lyrikbände mit Titeln, die einem Schlager ähnlich im Ohr bleiben: *Was wäre ich am Fenster ohne Wale* (2005) oder *Die Arbeiterin auf dem Eis* (2013). Außerdem erhielt er einige Auszeichnungen wie 1996 den Dresdner Lyrikpreis, 2003 das Villa-Massimo-Stipendium oder 2014 den Lyrikpreis Meran.

*Kolonien und Manschettenknöpfe* setzt in gewisser Hinsicht Kunsts poetische Arbeit aus den letzten Jahren fort, allerdings ist die neue Lyrik welthaltiger, distanzierter und vor allen Dingen selbstbewusster als die älteren Texte.

Kunst war nie ein politischer Autor – er ging immer seinen eigenen Weg und achtete darauf, unabhängig zu bleiben. Deshalb versteht man, dass er Nicolas Born oder Rolf Dieter Brinkmann schätzt und die alte gute DDR-Soljanka nach der Wende eher selten weitergekocht und ausgeschlürft hat – im Gegensatz zu vielen seiner schreibenden Mitstreiter aus dem Osten. Es verwundert daher auch nicht, dass Kunst in seinem neuen Gedichtband solche ironischen Verse schreibt: »Wer jetzt nicht stirbt, behindert Bestenlisten. Familien, Türme, Tote, DDR./Verkürzt gesagt, ein Plot muß ungefähr/Performancetauglich sein für Visagisten.«

Kunst hat nun einen Gedichtband vorgelegt, der voller kritischer und sogar subversiver Zwischentöne ist, und zwar gegenüber unserer heutigen modernen Epoche. Er misstraut nicht nur der Politik und den Regierungen, er misstraut auch der menschlichen Zivilisation per se, die sich aus dem Klimawandel so wenig macht und nur einen Ausweg aus diesem Konflikt mit der Natur und der Überbevölkerung kennt: die Verlegung der Kolonien ins Weltall. Sobald der Konsum auf der Erde nicht mehr möglich sein wird, wird man andere Planeten erobern,

um mit dem teuren Lebensstil fortfahren zu können – diese kritische Bestandsaufnahme der menschlichen Kulturgeschichte filtert man nach der Lektüre von *Kolonien und Manschettenknöpfe* heraus und staunt: »Schon während unserer/Ersten Mission im Weltraum teilte uns die Bodenstation/Mit, daß die Privatisierung des Raumschiffs durch einen/Nichtgenannten Investor endgültig gescheitert war«, heißt es im Gedicht »Unser Handwerk im Wasser der Tagesverzögerung«.

Diese unsere Welt, in der wir die Globalisierungsunsitten mittlerweile in jedem Staat, insbesondere in ehemaligen Kolonien, vorfinden, ist voll austauschbarer Container, scheinbar Zauberschätze, die sich jedoch zum Schluss als Müll entpuppen, auch als geistig-digitaler Müll. Kein Wunder also, dass Kunsts Dichterherz für die Schönheit der Delphine schlägt und um sie bangt, werden doch diese wunderbaren Tiere in ihrem Überleben von unserer Zivilisation bedroht – davon erzählt das Gedicht »Der Horizont am Schädel eines Pferdes, Pontoporia«.

Natürlich sind die Kolonien und die Knöpfe, die auf die Legende von Jemmy Button, den indigenen, nach England entführten Feuerlandbewohner, anspielen, auch Symbole für Sehnsuchts- und Fernwehorte. Und natürlich ist der Dichter ein Mythomane und Romantiker, der mitten in Leipzig-Markkleeberg nach Connecticut sucht, wo er am liebsten leben würde. Aber in dieser auf Assoziationen basierenden Dichtung, in der Zeitreisen in die DDR und in die Kindheit oder ein Wechsel der Kontinente mit Leichtigkeit gemeistert werden, geht es vor allen Dingen um die Vielschichtigkeit unserer Welten. So spiegelt das Chaos der Zeiten und Orte in diesen Gedichten auch den Zeitgeist unserer mobilen, globalisierten Gesellschaft – einer Gesellschaft, in der es scheinbar keine festen Grenzen mehr gibt.

Wenn man Thomas Kunst, was den Rhythmus und die Bilder seiner Sprache angeht, in eine Schublade stecken wollte, erinnert er am ehesten an die großartige, obgleich schwer verständliche Dichtung von Eugenio Montale, dem italienischen Nobelpreisträger von 1975. Beide sind lyrische Maler, nur dass Kunst seine Porträts und Landschaften auch in der Heimatlosigkeit und im Fernweh findet. Großartig. ■■■